

fen, Erstkommunion, Hochzeiten, Krankenbesuche, Beerdigungen, Religionslehrer für Schüler und die heranwachsende Jugend.

Auch die Feldgeschworenen hatten in der Dorfgemeinschaft ein wichtiges Ehrenamt zu erfüllen, sie hatten Grenzstreitigkeiten zu schlichten und wurden auch in vielen sonstigen Fällen zu Rate gezogen.

Neben den genannten dörflichen Einrichtungen gab es noch den Gemeindegärtner, den Waldhüter, den Feldhüter, Schweinehüter, Gänsehüter und die wichtige Position des Gemeindedieners und Nachtwächters. In diesem Kreise spielte sich das Dorfleben Jahr um Jahr ab, nur selten fuhren die Menschen von früher in die Stadt um Dinge zu kaufen, die man im Dorf nicht bekam. Das geschah meistens nur zweimal im Jahr.

Das Brauchtum und die wenigen Vereine, hauptsächlich die Dorfmusikanten, hatten im gesellschaftlichen Leben eine große und wichtige Aufgabe zu erfüllen.

Dieser Ausflug in die Vergangenheit erscheint vielen heutigen Menschen als eine heile Welt, ohne größere Probleme, alles hatte seinen Gang und man war fest in der Dorfgemeinschaft eingebunden. Allerdings mussten nachgeborene Söhne und Töchter meistens das Dorf verlassen und in der Stadt eine Lebensunterkunft suchen, weil zu Hause die Möglichkeit nicht bestand, eine eigene Familie zu gründen. Viele mussten nach Amerika auswandern.

Bei näherer Betrachtung kommen wir jedoch zu dem Ergebnis, dass das Leben der Menschen in der Vergangenheit im Dorf nicht so einfach war. Die harte und schwere Arbeit für die ganze Familie über Vater und Mutter, Großvater und Großmutter bis zu den Kindern. Besonders möchte ich hier die Mütter erwähnen. Es gab keine technischen Hilfsmittel oder Geräte, alles war harte und körperlich schwere Handarbeit. Bilder aus früherer Zeit bestätigen meine Aussagen.

Auch das Zusammenleben von drei Generationen unter einem Dach führte oftmals zu großen Problemen, denn es gab nur eine

Küche und eine Stube im Haus, die von allen benutzt werden musste. Oftmals waren auch die Nahrungsvorräte für den Winter nicht ausreichend. Auch der Dorfratsch war oftmals Gegenstand von Streitigkeiten. Das Leben der Menschen war wegen der vielen Arbeit sehr beschwerlich.

Freizeitprobleme hatten die Menschen der früheren Jahre nicht. Bei näherer Betrachtung der früheren Zeit wage ich zu behaupten, dass es die sogenannte „gute alte Zeit“ nicht gegeben hat, aber eines ist sicher, das dürfen und müssen wir feststellen, es gab innerlich starke, ausgeglichene und zufriedene Menschen.

Um der jetzigen Generation das frühere Leben im Dorf verständlich darzulegen, hat die Gemeinde Eußenheim die Kirchenburganlage im Gemeindeteil Aschfeld saniert und restauriert und in den sogenannten Gadenhäuschen die früheren Geräte aus der Landwirtschaft, aus Haus und Hof, die Handwerksbetriebe, den Vorratskeller und Mostkeller, die Wasch- und Schlachtküche und den Steinbruch eingerichtet. Ein kleines geschichtliches Museum ist entstanden.

Nun möchte ich auf das fränkische Dorf von heute überleiten.

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges, im Jahre 1945, hat sich in den Dörfern ein Wandel vollzogen. Nach meiner Auffassung lag es daran, dass die vom Krieg zurückgekehrten Soldaten durch die furchtbaren Kriegserlebnisse mit Mut und Tatkraft ein neues sinnvolles Leben für ihre Familien aufbauen wollten. Mit den wenigen vorhandenen Mitteln hat jeder versucht, den lähmenden Zustand, der durch die Kriegsjahre entstanden war, zu beenden. Damals fragte niemand danach, welche staatliche Hilfe bekomme ich, wie hoch ist der Zuschuss, Staat oder Gemeinde sind für mein Wohlbefinden verantwortlich. Ganz im Gegenteil, jeder hat jedem geholfen. Die Dorfgemeinschaft wurde stärker als je zuvor. Hinzu kamen im Jahre 1946 die Heimatvertriebenen aus Ungarn, dem Sudetenland und aus Oberschlesien in unsere Dörfer und mussten ohne Sozialhilfe untergebracht und ernährt werden. In dieser Zeit hat die

Dorfgemeinschaft eine einmalige soziale Leistung vollbracht. Die frühere geschlossene und in sich festverwurzelte Gemeinschaft musste aufgegeben werden. Die damals fremden Menschen im Dorf mussten mitversorgt werden. Ich war damals 10 Jahre alt, die Eindrücke gingen bei mir so tief, dass ich noch heute alle diese Geschehnisse im Dorf lückenlos nachvollziehen kann.

Die Heimatvertriebenen brachten aber auch neues Leben und neue Gedanken mit ins Dorf. Sie waren sehr bald integriert und wurden in die Dorfgemeinschaft aufgenommen. In diesen Nachkriegsjahren waren die Menschen trotz aller Sorgen und Probleme lebenslustig und froh, die Vereine lebten wieder auf, es wurde gesungen, Theater gespielt, getanzt, Fußballvereine neu gegründet, das gesellschaftliche Leben kam in Schwung. Bis zur Währungsreform am 20. Juni 1948 konnte jedoch im Dorf sehr wenig wirtschaftlich bewegt werden, weil keine Bauwaren und sonstigen notwendigen Dinge des Lebens erhältlich waren. Mit der Währungsreform erhielt jeder deutsche Bürger das sogenannte Kopfgeld von 40,- DM und einige Wochen später nochmals 20,- DM. Jedoch begann mit der Einführung der DM das Leben im Dorf wirtschaftlich zu pulsieren, der Arbeitsmarkt setzte sich in Gang. Die Heimatvertriebenen bekamen bald einen Arbeitsplatz, auch freie Arbeitskräfte der angestammten Dorfbewohner suchten sich eine Arbeitsstelle. Die meisten hatten jedoch keine Berufsausbildung und mussten als Hilfsarbeiter unterkommen. Schon bald zeigte sich, dass die kleinen Landwirte im Dorf mit nur wenig Ackerflächen den Lebensunterhalt nicht erwirtschaften konnten. Sie suchten sich einen Nebenerwerb auf dem Bau oder in der Industrie. Viele junge Männer verließen das Dorf und zogen in die Stadt, die Landflucht begann. Mit dem Einsatz der Maschinen und technischen Geräten in der Landwirtschaft waren in kurzer Zeit die Handwerker, wie Schmied und Wagner in Frage gestellt, ebenso erging es bald dem Schneider und Schuster. In dieser Zeit gaben immer mehr Landwirte ihre Betriebe auf und suchten sich einen Arbeitsplatz. Viele verpachteten ihre Felder an Bauern im Dorf wei-

ter, einige bewirtschafteten die Höfe im Nebenerwerb, meistens zu Lasten der Frauen.

Diese Zeit barg aber auch eine große Chance in sich, nämlich die Jugend des Dorfes fing an Berufe zu erlernen, bzw. weiterführende Schulen zu besuchen. Das Dorf hatte sich gewandelt. Nun lebten im Dorf nicht nur Bauern und Handwerker, sondern auch diejenigen, die früh zur Arbeit gingen und erst abends wieder ins Dorf zurückkehrten. Man sprach von den sogenannten Pendlern, die aber im Dorf weiterleben wollten.

Nun waren die Gemeinden gefragt, für diese Schicht der Dorfbewohner Siedlungsgebiete auszuweisen. Dabei darf und durfte die bisherige Bebauung im Altdorf nicht vernachlässigt werden. Scheunen und Ställe werden nicht mehr benötigt, diese in der Gegenwart und noch mehr in der Zukunft freien Flächen sollten soweit wie möglich einer Wohnbebauung zugeführt werden, damit das Kerndorf weiterhin bewohnt bleibt und nicht entvölkert wird. Dabei ist zu beachten, dass sich die neuen Gebäude, man könnte auch sagen Ersatzgebäude, in das bisherige Ortsbild einfügen, das Altdorf muss seine Identität behalten. Das Nebeneinander und Miteinander der größeren Berufsgruppen im Dorf und die damit verbundenen Interessen mussten zu einer Dorfgemeinschaft zusammen geführt werden. Dieser Umdenkungsprozess war manchmal nicht einfach in dieser Zeit der Umwandlung, besser gesagt der Weiterentwicklung des Dorfes. Das gesellschaftliche Leben im Dorf hatte eine große Bewährungsprobe zu bestehen, weil die Einflüsse am Arbeitsplatz und der Umgang mit anderen, fremden Menschen verkräftet werden mussten. Hinzu kam das Fernsehen, das die Menschen mit dem Blick in die Welt über mehrere Jahre in seinen Bann zog. Damit litten die nachbarlichen Beziehungen, der Plausch vor dem Haus auf der gewohnten Ruhebank. Auch das Vereinsleben hatte in dieser Zeit Schwierigkeiten zu überstehen.

Als im Jahr 1978 die Gemeindegebietsreform in Bayern durchgeführt wurde, mussten viele Gemeinden ihre Selbständigkeit aufgeben. Plötzlich gab es in vielen Dörfern keinen

Bürgermeister und keinen Gemeinderat mehr. Die Gemeindegebietsreform war ein großer Einschnitt in die Dörfer. Das gleiche gilt für die Schulreformen im Jahre 1968 und 1979. Leider sind seit einigen Jahren auch viele Pfarrgemeinden ohne Pfarrer. So sind heute viele Dörfer ohne Bürgermeister und Gemeinderat, ohne Lehrer und Schulen und ohne Pfarrer. Viele Dörfer verloren in kürzester Zeit die über Jahrhunderte gewachsenen Institutionen.

Hinzu kam, dass in den Städten die großen Supermärkte wie Pilze aus dem Boden schossen und mit ihren Sonderangeboten und vielen sonstigen Artikeln die Dorfbevölkerung anlockten. Ein völlig neues Kaufverhalten setzte ein. Die Kaufkraft des Dorfes ging größtenteils dem sogenannten Tante Emma Laden verloren. Der Dorfladen musste schließen. Heute sind die meisten Dörfer ohne jegliche Einkaufsmöglichkeit. Für die bewegliche junge Generation stellt das kein Problem dar, die ältere Generation ist jedoch im großen Nachteil.

In vielen Dörfern wird auch das gute, alte Dorfgasthaus durch das neue gesellschaftliche Verhalten der Bevölkerung mit in diese Veränderung gezogen. So gibt es heute viele Dörfer ohne Dorfgasthaus. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderung im Dorf hat sich wesentlich schneller vollzogen, als das jemand erahnen konnte. Von den vielen Landwirten im Dorf sind nur noch ganz wenige übriggeblieben, das gilt für die Vollerwerbslandwirte, genauso für die Nebenerwerbslandwirte, ebenso für die Viehhaltung und Schweinehaltung oder das Geflügel. Die meisten Kinder im Dorf kennen, ebenso wie in der Stadt, keine Haustiere. Die Freizeit hat einen großen Platz in der heutigen Generation eingenommen. Trotz all dieser aufgezeigten Negativseiten des Dorfes der Gegenwart, erlaube ich mir festzustellen, dass die Umwandlung unserer Dörfer positiv zu bewerten ist.

Ich wage zu behaupten, die Generation der Gegenwart hat die Zeichen der Zeit erkannt und die Weiterentwicklung und somit den Fortbestand des Dorfes geschafft. Einige Bei-

spiele möchte ich dazu erwähnen: Das gute Einvernehmen der wenigen Landwirte mit den sonstigen Erwerbstätigen, nur Ausnahmen bestätigen das Gegenteil, das gewachsene Selbstbewusstsein der Vereine für ihre Aufgaben im Dorf, das Zusammenarbeiten der Vereine, der Laiendienst in der Kirche und die sportlichen Möglichkeiten der Jugend auf den vorhandenen großartigen Sportanlagen in unseren Dörfern, die größtenteils in Eigenleistung gebaut wurden und in Eigenleistung unterhalten werden. Erwähnen möchte ich auch die musizierende Jugend. Noch nie hat es so viele junge Musikkapellen gegeben wie heute. Die Aufzählung kann fortgeführt werden über Theater und Spielgruppen, Faschingsvereine, Tanzgruppen ... usw.

Weiter darf ich feststellen, dass es die frühere Abwanderung vom Dorf in die Stadt nur noch in Ausnahmefällen gibt. Das Leben im Dorf ist für die Jugend und für die heutige Generation so vielfältig geworden, dass man es als lebenswert betrachtet und deshalb in der gewohnten Umgebung wohnen möchte. Die tägliche Fahrt zur Arbeitsstelle wird gerne in Kauf genommen.

In diesem großen Umwandlungsprozess der Weiterentwicklung unserer Dörfer, nach all den vielen Reformen, waren und sind die Kommunalpolitiker stark gefordert, die gesamte Infrastruktur zu erhalten und immer wieder zu verbessern. Trotz der schwierigen Finanzlage der meisten Gemeinden müssen die verbliebenen Schulen, die Kindergärten, die Straßen, die Wasserleitung, die Abwasserentsorgung, Siedlungsgebiete, die Kirchen und die Vereine verbessert, unterhalten, erweitert bzw. unterstützt werden. Das Ehrenamt hat heute im Dorf eine größere Bedeutung als jemals zuvor. Ohne den selbstlosen Einsatz der vielen Frauen und Männer im Ehrenamt in allen Bereichen des Dorfes, ob im Verein, im gesellschaftlichen Bereich und auch in der Kirche könnte die Dorfgemeinschaft nicht bestehen.

Die Gemeinden haben deshalb die Verpflichtung, die Institutionen im Dorf zu fördern, zu beachten und soweit wie möglich auch finanziell zu unterstützen. Besonders

sollten die sogenannten Großgemeinden oder Einheitsgemeinden darauf achten, dass die Identität der einzelnen Dörfer, trotz aller kommunalpolitischer Gemeinsamkeit, erhalten bleibt.

Nun möchte ich in wenigen Sätzen auf das Dorf in der Zukunft überleiten. Dabei möchte ich nochmals feststellen, dass das Dorf die Bewährungsprobe der totalen Veränderung in der Vergangenheit gut überstanden hat und die Gegenwart ebenso besteht. Deshalb brauchen wir vor der Zukunft keine Angst zu haben. Voraussetzung ist allerdings, dass es der jetzigen Generation gelingt, die Jugend für das Dorfleben in allen Bereichen und für die Übernahme von Ehrenämtern zu gewinnen. Wir müssen der Jugend positives Denken vermitteln, Mut und Tatkraft weitergeben und sie dafür begeistern, denn die Ausübung eines Ehrenamtes ist nicht nur Last, sondern bereitet auch Freude, gibt Selbstbestätigung und bringt auch Anerkennung für erbrachte Leistungen für die Dorfgemeinschaft. Jammern und Klagen über viele Dinge des Lebens bringen uns nicht weiter. Alle Generationen vor uns hatten ihre Probleme und mussten diese überstehen. Wir haben das große Glück, in dieser Zeit geboren zu sein und in Deutschland und Europa in Frieden und Freiheit leben zu dürfen. Wir müssen nur daran glauben und unsere Jugend begeistern, am bestehenden Bauwerk unserer Dörfer weiterzuarbeiten. Wenn es uns gelingt, unserer Jugend dies zu vermitteln, dass Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft immer gemeinsam gesehen und beachtet werden müssen, wird das fränkische Dorf das kommende Jahrhundert gut überstehen.

Mit einem Wort von John F. Kennedy, dem früheren Präsidenten der USA, möchte ich meine Ausführungen schließen. Er sagte zu seinem Volk: „Frage nicht danach, was kann mir der Staat geben, sondern sage, was kann ich dem Staat geben.“ Übertragen auf das Dorf der Zukunft sollte es für uns und unsere Jugend heißen: „Frage nicht danach, was kann mir das Dorf geben, sondern sage, was kann ich dem Dorf geben.“

Zu diesem Heft

Liebe Leserinnen und Leser,

wenn Sie dieses FRANKENLAND-Heft in Händen halten, ist sie längst vorüber und ist Geschichte geworden, die Millenniums-Wende: Die geleerten Sektflaschen sind recycelt, die abgebrannten Raketen weggekehrt, alle Hochrufe verhallt, die Events verrauscht – Normalität ist wieder eingekehrt.

Waren auch alle Überlegungen verkehrt, gar überflüssig gewesen? Ich denke, keinesfalls. Diese Jahreswende mit dem Wechsel von einem Jahrhundert, ja sogar von einem Jahrtausend in ein anderes bot doch Anlaß, im Tagesgeschäft einmal etwas länger innezuhalten. Positionen zu bestimmen, einfach einmal nachzudenken, sich zu besinnen.

Dieser Aufgabe des Sich-besinnens hat sich auch der Frankenbund unterzogen, und so ist er in seinem 39. Fränkischen Seminar, das vom 22. bis zum 24. Oktober 1999 im Tagungs- und Kulturzentrum des Bezirks Unterfranken im „Schüttbau“ von Rügheim/Hofheim stattgefunden hat, einmal der notwendigen Frage nachgegangen: Was ist eigentlich typisch fränkisch? Oder, mehr hintergründig gefragt: Gibt es überhaupt noch typisch Fränkisches?

Das Ihnen vorliegende FRANKENLAND enthält die auf diesem Seminar gehaltenen Referate: sie beleuchten das Tagungsthema von verschiedenen Seiten, überschreiten zum Teil auch ein wenig den aktuellen Anlaß.

Eine Fragestellung hat sich durch alle Referate gezogen: Was bleibt vom typisch Fränkischen? Worauf sollten wir uns besinnen? Was sollten, ja was müssen wir bewahren, um es an die Nachkommen weitergeben zu können?

Viele Detailprobleme wurden von den Teilnehmern in den anschließenden Aussprachen aufgegriffen, hinterfragt, ergänzt, weitergeführt.

Zu hoffen bleibt, daß das Thema dieses 39. Fränkischen Seminars, daß alle dort geäußerten Gedanken und Überlegungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind, so daß dieses Seminar sich in den kommenden Jahren auf die Arbeit in den Gruppen fruchtbar auswirken wird.

R. E.

“Typisch fränkisch?” Gedanken zur Denkmalpflege in Unterfranken an der Zeitenwende

Typisch fränkisch – Denkmalpflege – Zeitenwende, das könnte man zunächst in einem bunten Parforce-Ritt durch die Überfülle fränkischer Denkmäler abhandeln, eine Variante, die mir denn doch zu einfach, zu vordergründig erscheint – zumal im Rahmen eines vielsagend mit einem Fragezeichen versehenen Seminars.

Ich will Sie vielmehr zu einem Nachdenken über Denkmalpflege an sich und in Unterfranken im Besonderen einladen – und dies vor dem Hintergrund jahrzehntelanger Erfahrungen im Umgang mit der Realität.

Dieses unser Franken - und ich verenge im Folgenden meinen Blick auf das westliche Unterfranken, auf jene mir anvertraute und, wie ich meine, bessere Hälfte entlang des Mains von den Hängen des Steigerwalds bis zur hessischen Landesgrenze bei Hanau – ist ebenso unverwechselbar wie eine der dichtesten Denkmallandschaften Bayerns wie Deutschlands überhaupt: Überwiegend noch intakte städtebauliche Organismen mit meist erhaltenen Ortsbefestigungen und oft jahrhundertalter Bausubstanz vereinen sich zu Ortsbildern, die anderswo längst untergegangen oder bis zur Unkenntlichkeit überformt sind. Sie zeugen von beständiger Beharrlichkeit und einer zu vermutenden geringen Neigung zu Neuem, geschweige denn experimentalem Andersartigem – bei allem unübersehbar zugleich der Hang zur Darstellung einer gewissen Prosperität, die sich an manchem Detail nachweisen läßt.

Kurzum – ich glaube behaupten zu dürfen, daß aus solchermaßen sich zeigendem Bauen auch eine besondere Haltung ablesbar ist, die den hierher gerufenen Rheinländer gelegentlich zu irritieren vermochte. Gemeint ist hier eine spezifische (Neu-) Baugesinnung, die – vielleicht aufgrund schlechter Erfahrungen mit der jüngeren Vergangenheit - bisweilen

eigentümlich rückwärts gewandt erscheint: steil proportionierte Putzbauten, Lochfassade, Naturstein, Biberschwanzdach, dieses und anderes mehr bedeutete für den Umgang mit Bauen, für Bauen in alter Umgebung von oben vorgegebene Beschränkung, Festlegung auf eine vermeintlich Allen verständliche Sprache des Vertrauten, Geläufigen. Gewiß – ich überzeichne hier – aber dieser von mir spöttisch als „Bocksbeutelromantismus“ bezeichnete Zug war eigentümlich und mir so noch nicht untergekommen. Hatte dies mit dem „fränkischen“, gar dem „altfränkischen“ zu tun?

Die im Brockhaus zu findende Erläuterung des „altfränkischen“ als „altmodisch, überlebt“ belustigte mich zwar, befriedigt aber ebensowenig wie die Erklärung in Grimms Wörterbuch der Deutschen Sprache, die von „altfränkisch“ als „... obsoletus, sowohl im guten Sinn des altväterisch, als auch für veraltet, den Forderungen der Gegenwart unentsprechend...“ spricht.

Eine leise Überheblichkeit ob solch negativ besetzter Wortbedeutung unterdrückend fiel mir in Hans-Eckehard Lindemanns verdienstvoller Untersuchung über die historischen Ortskerne in Mainfranken folgende Bemerkung auf:

„Die Franken lieben wohl das Überkommene und bewahren es in vielen Lebensäußerungen – ihren Gebräuchen, ihren Volksfesten und ihrer Liebe zum baulichen Detail. Aber sie wollen auch im modernen Einfamilienhaus wohnen, in neuen Produktionsstätten arbeiten, mit dem Auto auf schnelleren Straßen fahren und ererbten Grund und Boden als Bauland verkaufen...“.

Die Liebe für Überkommenes, ein Hang zum Beharrenden, aber ebenso bereitwillige Teilhabe am bequemen Modernen, wie geht das zusammen?